



Robert Hiller.

Eine Familien-Geschichte von Bernhard Müllerer.

(Schluß.) Robert Hiller wandte sich wie zur Flucht. „Mein Vater, nein!“ rief er, „ich vermag es nicht — ich muß fort — Augenblicklich fort.“

„Aber ohne Abschied? ohne Entschuldigung?“ „Sage ihnen, was Du willst — aber laß mich gehen! Ich vermag nicht mehr das Haus zu betreten — ich muß mich von Euch trennen, so lange ich noch die Kraft dazu besitze. — Ach, es fällt mir schwerer, als Du denkst!“

Der Konjul legte seine Hand fester auf Robert's Schulter und sagte mit einem leichten Wehen im Tone: „Vielleicht ist es auch das Beste. — So gehe denn, mein Sohn!“

Ein letzter Schrei freudiger Ueberreichung rang sich aus Robert Hiller's Herzen. „Sprich das Wort, Sohn!“ noch einmal aus, rief er, „und umarme mich, Vater!“

Warrenhädt drehte seine Arme aus und sprach mit liebevoller Innigkeit: „Robert! — mein Sohn!“ Der junge Mann sank erschüttert an seine Brust. Es war ja das erste Mal, daß er am Vaterherzen ruhte — es war das erste Wort der Liebe, das er aus dem Munde dessen vernommen, der ihm das Leben gegeben hatte. Das erste Mal — und nun niemals, niemals wieder!

Des Konjuls Augen feuchteten sich, und eine Thräne tropfte herüber auf des jungen Mannes Stirn, als der Vater sich jetzt beugte und dieselbe küßte. „Robert ist sich los.“ „Lebe wohl, Vater!“ flüsterte er, „ich muß fort — es giebt für mich kein Glück. Und verzeihe mir, Vater, daß ich zornig, hart und unbarbar gegen Dich war — verzeihe mir, ich war ja so unglücklich!“

„Gott segne Dich, mein Sohn, und lasse uns einander in einer leichteren Zukunft wiederfinden. Lebe wohl, mein Sohn!“ Warrenhädt streckte seine Arme aus und rief es dem Sohne in die Abenddämmerung hinaus nach, denn Robert Hiller war bereits hinter dem nächsten Buchswald verschwunden. Er war fort, und der Konjul mußte sich einen Augenblick auf den Stufen der Veranda niederlegen. Er schloß sich innerlich wie gebrochen, und ein tiefer Schmerz wühlte in seinem Herzen. Ach, wenn er ihn doch hätte zurückrufen können! Er hatte den Sohn, mit seinen prächtigen Gaben des Geistes und des Körpers, niemals näher gekannt, seit er ein Jüngling geworden war, ihn kaum flüchtig einmal gesehen. Jetzt war er beinahe stolz auf ihn — er hatte sich gegen dies Gefühl lange innerlich gekränkt — jetzt erwachte die Stimme der Natur mächtig in ihm. Und nun hatte er diesen Sohn verloren — auf immer verloren!

Der Konjul barg sein Gesicht in den Händen und schlöste leise. Da rauchte ein Frauenleid neben ihm und eine tiefe, sanfte Stimme tönte an sein Ohr: „Franz!“ Warrenhädt fuhr erschrocken empor und taumelte beinahe zurück, als er seine Frau vor sich erkannte. „Du bist es, Sophie!“ murmelte er leise. „Franz, Du ledest!“ sprach sie milde, indem sie ihren Arm sanft um seinen Hals schlang. „Ich sehe es, Deine Seele ringt mit einer schweren Last. Ich fühle es, und heute nicht zum ersten Male, daß Du ein Geheimniß vor mir birgst, das seit Jahren einen Schatten auf unser Leben wirft. Franz, ich habe getreu in Freund und Leid zu Dir gestanden, denn ich liebe Dich noch heute, wie am ersten Tage unserer Ehe — soll ich nicht Deine Sorgen theilen, wie ich Dein Glück getheilt? Vertraue mir doch, Franz —“

Der Konjul sah ihr in die treuen Augen, die so liebevoll und so bittend zugleich zu ihm aufschauten, und er pregte die ganze Gestalt an seine Brust. „Ich kann es nicht, Sophie“, flüsterte er in tiefer Erschütterung, „nein, ich vermag es nicht!“ Da löste sie sich aus seiner Umfassung, hielt ihn an beiden Händen fest und sah ihm voll ins Gesicht. „Franz, sprich sie langsam und bedeutungsvoll, worum hast Du nie mit mir von Robert gesprochen?“ „Für Mann wick einen Schritt zurück und stammelte todtbleich: „Sophie — Du weißt —?“ Und nun wurde ihr Ton unendlich milde und innig, als sie fortfuhr: „Du schwiegst, weil Du glaubtest, ich hätte kein Herz dafür, ich fühle nicht mit Dir. Doch ich, Dein Weib, bin nicht Dein Richter — aber er ist Dein Sohn, und deshalb will ich ihn wie meine eigenen Kinder lieben.“ Mit einem Aufschrei fuhr der Konjul zu ihren Füßen nieder. „Und das sagst Du, Sophie!“ rief er in aufgeregten Worten hervor, „mein Weib, mein Engel, Du — Sophie — und gerade Deinetwegen — um Deines Glückes, Deines Friedens willen schwieg ich — o, wie unglücklich habe ich gelitten und gekämpft!“ Thränen erluchten seine Stimme. „Sanft streichelte die Frau seinen Kopf. „Ich weiß es, mein Freund“, sagte sie mild und schonend, „ich weiß, weiß Alles. Doch nun kein Wort mehr davon!“

„Sophie, mein angebetetes Weib!“ rief Warrenhädt aufspringend und sie mit Inbrunst an seine Brust schließend. „O Gott, um wie Vieles seid Ihr Frauen doch besser, als wir!“

Frau Sophie sah zärtlich zu ihm auf. „Still, still, mein Freund! — Und nun soll Alles wieder gut werden. Wir nehmen ihn in unser Haus auf.“

„Der Mann ließ den Kopf sinken. „Du spät!“ sagte er traurig, „er ist fort!“ „Nicht zu spät!“ sich aus seinen Armen losmachend, „lasse mich gewöhnen — ich führe ihn Dir zurück!“ Und ohne noch ein Wort hinzuzusetzen, ging sie eilenden Schrittes in das Familienzimmer, wo ihre Kinder noch beisammen waren.

Mit einfachen, mild schlichten Worten theilte sie ihnen mit, was sie wissen mußten — sagte ihnen, in wie naher Beziehung Robert Hiller zu ihrem Mann stand. Und diese Kinder waren ihrer Mutter werth. Mit sanfter, mitleidvoller Theilnahme hörten es die Mädchen, mit stürmischer Freude vernahm es der Sohn.

„Robert — mein Vender!“ rief er, „das habe ich mir immer gewünscht!“ Und während der Konjul sich zu ihnen gesellte, sie küßend und segnend, sich selbst aber glücklich pressend, solche Kinder zu besitzen, nahm Frau Sophie Hut und Mantel und verließ das Haus.

Nach keine halbe Stunde war vergangen, da öffnete sich die Thür wieder und die Gattin und Mutter trat ein, aber an der Hand hielt sie Robert Hiller, den sie ihrem Namen zuzührte. „Hier ist Dein Sohn!“ sagte sie einfach und mild. Der Konjul, überwältigt von seiner Bewegung, streckte ihm die Arme entgegen und rief: „Robert — mein Sohn!“

„Vater! Mein Vater!“ Robert rief es in einem unbeschreiblichen Tone und sank, nicht minder erschüttert, an das Vaterherz. Dann aber wandte er sich, ergriß Frau Sophiens Hände und glitt in fast andachtsvoller Verehrung zu ihren Füßen nieder. „Meine Mutter!“ rief er, ihre Hände mit Küßchen bedeckend. „Anser Aller Engel!“ sagte der Konjul nur. Adolph aber jubelte: „Siehst Du, Robert, als Fremde waren wir Brüder — als Brüder werden wir immer treue Freunde sein. Denn jetzt verläßtst Du uns niemals wieder!“

Er nahm ihn an den Händen und führte ihn seinen Schwestern zu, die ihn lieblich und Bruder nannten. „Meine Geschwister!“ rief Robert, von niegekannter Glückseligkeit übermannt, „o Dank! Dank! Welche Fülle des Glückes für mich!“

„Für uns Alle!“ fiel Frau Sophie ein. Der Konjul zog sein Weib an seine Brust und reichte seinem ältesten Sohne die Hand mit den Worten: „Ja, denn ich bin ein glücklicher Mann, den kein Geheimniß mehr drückt, und der die größten Schätze des Lebens sein eigen nennt. — Von heute an nennst Du Dich Robert Warrenhädt —“

„Und Kompagnon unseres Hauses“, ergänzte der jüngere Sohn freudig, „nicht wahr, Vater?“ „Ja, Adolph, und unsere Firma soll von jetzt ab sein, Franz Warrenhädt und Söhne.“

Der unglückliche junge Chemann.

Eine Geschichte ohne Moral von D. Beta. Adolph! Was machst Du für ein trauriges Gesicht! Sind Dir die Felle weggeschwommen? So rufe ich meinem Freunde zu, der wie gesagt, Adolph heißt und erst vor einem Vierteljahr seine Hochzeit gefeiert hat.

Es war eine grandiose Hochzeit, Alles in Saus und Braus, Sammet und Seide, Gold und Juwelen, Rosen und Camellen. Man schwamm in Champagner und anderen Weinen — genug, es war eine grandiose Hochzeit. Dann hatte Adolph die Hochzeitreise gemacht, war halb Europa per Dampf herum, vielfach erster Klasse, und hatte in Leeds oder hiesigen Hauptstädten wochenlang in Hotels ersten Ranges gelebt, um seiner jungen Frau die Welt zu zeigen, vergoldet im Straß des Glückes.

Nun ging er wieder in Berlin die Straße entlang, auf der Schantienstraße, und bestaute die Augen auf das interessante Trottoir, als jensei er etwas — He! Als ich ihn anrief, blühte er erschrocken auf und sah dann sehr zur Seite, indem er mir die Hand reichte. „Alter Junge, ich treue mich Dir zu leben“, sagte er mit einer Mine, als wäre ich Hans Klapperbein und läme, ihn von aller Erdennähe zu erlösen.

„Wirklich, also Du freust Dich — nun, ich mich auch“, lachte ich ein wenig schadenfroh. „Glücklicher Mensch“, sößnete Adolph. „Wie?“

Wir waren gute Freunde. Er konnte mir schon ein Wort ganz im Vertrauen sagen, aber darauf war ich nicht gefaßt, daß er mit der ganzen Fülle des Reibes mir ein Compliment machen würde wegen meines Verstandes.

„Du hast das bessere Theil gewählt“, grinste er, „nämlich gar nicht. Du bist Junggeheile und Du verstehst unsere Schmerzen nicht.“

„Ein so junger Chemann — Du bist zu tief in den Honigtopf geraten?“ „Ach — eben der Honig! Die ganze Hochzeitgeschichte. — Gerathe nie, raibe ich Dir!“

Dabei ergriff er krampfhaft meinen Arm und schlug seine Finger wie Fänge in meine empfindliche Haut. „Nennst Du toll? Laß mich los! Ich fürchte Du bist am Verdursten! Komm, laß uns irgenwou vor einer Berge vor Unter gehen, da kannst Du mir den ganzen Hergang erzählen. „Uebrigens“ — lachte ich hoffnungsvoll lächelnd hinzu: „Du weißt, ich war zu jeder Zeit bereit Deine schöne Frau selbst zu betrauen — wenn Dir's also leid thut — wenn Du diese Herle eines weiblichen Weisens zu würdigen unfähig bist — wenn Du —“

„Du bist ein ganz guter Mensch“, sagte er, „darum will ich Dir auch einen guten Rath geben. Wenn Du Dich je verloben solltest — er betonte das, „wenn“ sehr vornehmlich, als traute er mir solche Dummheit nicht zu — „so mache wenigstens von vornherein aus, daß die Hochzeit ganz im Verborgenen gefeiert wird und daß keine Hochzeitsreise stattfindet. Treffst Euch auf dem Standesamt, etwa in Gornitz, beim Schmidt in einer Dachkammer oder in einem noch entlegeneren Fischerdorf, und kehrt dann glücklich und befriedigt heim in die städtische Beletage, — aber mach's nicht wie ich — ich bin ruinirt! Mein kleines Vermögen, meine sauren Erparnisse, alles hat diese extravaganze Hochzeit, haben die flatterigen Flitterwochen verchlungen. Es ist ganz richtig — hier warf er sich in die rednerische Postur eines Volkswirths, — „ja es ist sogar notwendig, daß die Hochzeit ein öffentlicher Akt sei, daß man Freunde und Verwandte beizulagt, um derselben Feier zu gedenken, es ist ja die wichtigste, entscheidende Handlung im menschlichen Leben, aber es ist auch ebenso erforderlich, daß man der Lustige sich entgegenkennt, welche diesen wichtigsten Akt zu einer Ausgehurt des Selbststins, der Verschwendung, der Schlemmelei und Renommance ungeschminkt hat. Jeder will bei solcher Gelegenheit mit der Zahl seines Anhangs glänzen, ein Anhang von Freunden, die keine Freunde sind, von Verwandten, die uns irgend eines Familienzweiges wegen hassen, von Geschäftsleuten, die uns am liebsten banterot machen, von Bekannten, die jedes Wort, jede Speise, jedes Aergerniß kennen und sich ihre Glaffen über unsere Vergangenen, Gegenwart und Zukunft zuhalseln. Diese solchen Abends wegen nimmt man nun die Einnahmen von Menagen — ja, in dieser Zeit der Defizite nimmt man oft die Einkünfte eines Jahres voraus, um handesgemäß in den heiligen Ehestand zu treten, der ohnehin Sorgen genug mit sich bringt. Gleich am nächsten Morgen hatte ich — abgesehen von den Kopfschmerzen, Folge des schlechten Champagners! — mich durch ein Her von Handelsteuten hindurchzutaupfen — Du weißt, der alte Boermand war so gültig gewesen, mir die Regelung zu überlassen. Diese Leute hatten Angst um ihren Mammon, tolleste Rechnungen waren es, die sie gegen mich aufzuführen. Blumenhändler, Juwelier, Traiteur, Conditior, Weinhändler, Modist, Schneider und Schuster, alle hatten chefs — Aoeuvres zur Hochzeit beizutragen und suchten dann ihr Werk durch ihre Rechnungen in den Schatten zu stellen. Sie haben mir den ersten Tag meines Ehelebens gründlich verfallen. Wir sind Affen, sag ich Dir, rechte Affen, daß wir meinen, wir wüßten alles so gut haben, und noch besser als andere Leute und daß wir uns lieber finanziell ruiniren, ehe wir am äußeren Gepränge unsern Nebenmenschen nachzusehen uns entzöhlösen; so ein Hochzeitsfest wäre oft eine Trauerfeier, wenn die Geladenen immer wüßten, mit welchen späteren Entbehrungen und Sorgen das blühen Glanz und Pracht erkauft wird, das uns und ihnen auf ein paar Stunden die Augen blendet und die sehgeheuchelt bezahlten Pasteten, mit denen wir uns und sie sich den Magen verderben. Von den Leibschmerzen, die ich hatte, als ich Abends ins Coupee stieg, um mit meiner jungen Frau Gott weiß wohin zu fahren, will ich zu reden unterlassen.“

„Das kannst Du immerhin“, meinte ich sinnend, „denn ich weiß noch recht wohl, wie schlecht mit nach dem verdorbenen Fricassees zu Mittag wurde — daß es auf Hochzeiten immer Fricassees giebt, weißt Du, darüber habe ich mit schon oft den Kopf zerbrochen.“

„Ja, und warum man sich zu solchen Hochzeiten lange selbne Schlepplieder anhaufft, deren Besitz uns nachher nöthigt, alle möglichen Hälle mitzumachen — denn man kann doch solche kostbaren Sachen nicht unbenuzt verkommen lassen, wenn man sie einmal hat.“

„Sehr wahr — sehr wahr“, sagte ich. „Und was so eine Mode kostet! Dafür hätte man

